Letzte Originale
Über eine Figur kultureller Reserve[1]

Reinhard Bodner

Im Folgenden möchte ich gerne versuchen, mit dem Gedanken der kulturellen Reserve zur Diskussion in diesem Heft beizutragen. Reserve bedeutet Zurückhaltung und Zurückgehaltenes, aber auch Vorbehalt und Vorbehaltenes: weder *im* noch *wider* den Sinn des Erbes – und zugleich: sowohl das eine als auch das andere.[2] Aus reserviertem Gesichtspunkt kann ‚kulturelles Erbe' in doppelter Hinsicht angesehen werden: Zum einen als Summe von Modellen, die in verschiedenen Formen und Medien zurückbehalten werden; damit sie später einmal verfügbar sind, um Sinn zu stiften und Handeln zu ermöglichen. Zum anderen nicht ohne Rücksicht auf jene kulturell geprägten Wertschätzungen, von denen es abhängt, welche Modelle in einer bestimmten zeitgenössischen Situation vorwiegend als brauchbar gelten; während Alternativen zwar ebenfalls reserviert, also nicht verloren, aber gerade nicht in Gebrauch sind.

Modelle kann man sich als *von* und *für* denken: als vermittelt und vermittelnd, dar- und herstellend, allgemein und anwendbar.[3] In diesem Zusammenhang kommt so genannten Originalen eine erstrangige Bedeutung zu: Ihnen und der gesellschaftlichen Wertschätzung ihrer Originalität gilt, im Hinblick auf das ‚kulturelle Erbe', mein allgemeines Interesse. Als besonderer Fall soll dabei die Übertragung des Originalbegriffs auf Menschen in den Blick genommen werden, die im Deutschen seit dem ausgehenden 17. Jh. belegt ist und in Wörterbüchern des 18. und 19. Jh.s öfters als ‚figürlich' – im Sinne von: bildhaft, gestaltig – bezeichnet wird. Um die Originalmenschen von den übrigen, allesamt früher entstandenen Prägungen und Erfahrungen des Ausdrucks zu unterscheiden, soll von ihnen probehalber als von letzten Originalen die Rede sein. Der Vorschlag mag, ja soll paradox erscheinen; er ist aber nicht neu, sondern greift einen alltäglichen Sprachgebrauch auf: Jenen Personen, die heute Originale genannt werden, gilt häufig auch die nostalgisch-retrospektive Klage, letzte Originale zu sein. Dabei darf im Letzten eine Größe vermutet werden, die speziell volkskundlich interessant ist: deshalb, weil sie ein baldiges Ende befürchten oder erhoffen lässt; das Ausgehen und den Ausgang aller noch verfügbaren Reserven ‚kulturellen Erbes'.

Letzten Originalen als einer Figur kultureller Reserve soll im Folgenden in vier Schritten nachgegangen werden: Ein *erster* dient der allgemeinen Orientierung;

dazu sollen Anhaltspunkte bei Friedrich Hölderlin und Friedrich Nietzsche, zwei Theoretikern der Originalität, gesucht werden. Ein *zweiter* folgt den Originalmenschen ins ausgehende 18. Jh. und damit in jene Epoche, in der im deutschsprachigen Raum zum ersten Mal die Idee entstanden ist, dass es so etwas gibt wie ‚kulturelles Erbe'. Ein *dritter* überspringt gut hundert Jahre, um zum Ausgang der Auseinandersetzung mit dieser Idee zu gelangen und dort die Spur der Originalmenschen wieder aufzunehmen. Ein *vierter* trifft mit ihnen in der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart ein, in der sich ‚kulturelles Erbe' in inflationärem Umlauf befindet. – Mit dieser Aufzählung soll allerdings kein ‚systematischer' Anspruch erhoben werden. Eher geht es mir um einen Orientierungsversuch gegen die eigene Unsicherheit im Umgang mit dem Stoff. Im Folgenden sollen daher auch nur ein paar erste Fallbeispiele zusammengebracht und einige wenige Grundgedanken angetupft werden; in der durchwegs unsicheren und vorläufigen Art der Bastelei.

1. Zur Orientierung: Last, Belebung und Mangel

„Wir träumen von Bildung, Frömmigkeit p.p. und haben gar keine, sie ist angenommen – wir träumen von Originalität und Selbständigkeit, wir glauben lauter Neues zu sagen, und all dies ist doch Reaktion, gleichsam eine milde Rache gegen die Knechtschaft, womit wir uns verhalten haben gegen das Altertum. Es scheint fast keine andere Wahl offen zu sein, erdrückt zu werden von Angenommenem und Positivem, oder, mit gewaltsamer Anmaßung, sich gegen alles Erlernte, Gegebene, Positive, als lebendige Kraft entgegenzusetzen."[4]

Diese Zeilen stehen am Anfang einer kurzen, Entwurf gebliebenen Abhandlung über den ‚Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben'. Unvermittelt stellt Friedrich Hölderlin darin zwei Vorstellungen gegeneinander, deren Inhalt aus der Welt des Erträumten und Geglaubten kommt: Zum einen sieht es fast so aus, als ob unser Schicksal besiegelt sei. Umso mächtiger nämlich „eine fast grenzenlose Vorwelt, die wir entweder durch Unterricht, oder durch Erfahrung innewerden, auf uns wirkt und drückt", desto deutlicher scheint sich im übermäßigen „Luxus" des Hinterlassenen und Angenommenen ein „allgemeiner Grund vom Untergang aller Völker" abzuzeichnen. Zum anderen möchte man meinen, „fast keine andere Wahl" zu haben: Was, wenn nicht ein Akt „gewaltsamer Anmaßung", die rücksichtslose Auflehnung gegen alles Unterrichts- und Erfahrungswissen, könnte dem drohenden Ende noch Einhalt gebieten?[5] – Für Hölderlin bedingen diese anscheinend ganz unvereinbaren Anschauungen einander wechselseitig. Sowohl die Meinung, dass „Bildung, Frömmigkeit", „Originalität und Selbständigkeit" nur angenommen seien, als auch die Idee, darüber allein aus eigener, „lebendige[r] Kraft" verfügen zu können,

deutet er als „abstrakte Indienstnahme“[6] des Altertums. Ob man nun meint, vor der Last und dem Druck der Vergangenheit resignieren zu müssen, oder der Einbildung anhängt, sich über alle ihre „positiven Formen“ siegreich hinwegsetzen zu können – die „milde Rache“, die sie dafür übt, besteht darin, nur noch „Reaktion“ zuzulassen: durch Einwirkung hervorgerufene unwillkürliche Gegenwirkungen. Beide abstrakten Vorstellungen können somit historisch, als spezifisch moderne Auseinandersetzungen mit altertümlichem Erbgut gedeutet werden. Besondere Aufmerksamkeit darf dabei aber den konkreten Äußerungen der „Reaktion“ gelten: den seelischen Abtönungen, die erkennbar werden angesichts des „Angenommenen und Positiven“, das Kultur als Erbe mit sich bringt. „[U]nsere besondere Richtung“, die wir dabei nehmen, deutet Hölderlin als Resultat eines ständigen Vermittlungsprozesses: Alle „Werke und Taten der Menschen [...], sie seien so groß oder so klein“, ähneln sich ihm zufolge, wenn sie aus dem Gesichtspunkt des „*Handeln*[s]“ angesehen werden – von dem es in einer Zwischenbemerkung des Entwurfs heißt, es sei: „Reaktion gegen positives Beleben des Toten durch *reelle Wechselvereinigung* desselben“.[7]

Ein solcher Gesichtspunkt mag dann ungewohnt erscheinen, wenn man davon ausgeht, dass ‚kulturelles Erbe' im deutschsprachigen Raum zunächst eine Ideologie auf der materiellen Basis des Bürgertums des ausgehenden 18. und 19. Jh.s gewesen ist. Als Erbe galt jene Überlieferung, die zum schuldenfreien und wertbeständigen Besitz erklärt und kulturell vereinnahmt werden konnte.[8] In diesem positiven Beleben des Toten schien weder die tragische Vorstellung von der „Knechtschaft“ des Altertums noch der verzweifelte Aufstand dagegen Vermittlung gefunden zu haben. Vielmehr handelte es sich um ein scheinbar alternativloses Glaubensbekenntnis an eine als schützens- und erhaltenswert geltende Vergangenheit, das der Stabilisierung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung diente.[9] – Als erster Kritiker einer derartigen Indienstnahme ist Friedrich Nietzsche zu nennen: „Vergangenheit als Erbe“ anzusehen sei, „was man jetzt mit Vorliebe als den eigentlich historischen Sinn bezeichnet“, bemerkt er 1876 in seiner Zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung ‚Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben'. Dabei könne das, „worauf die Zeit mit Recht stolz ist, ihre historische Bildung“, mit gleichem Recht auch „als Schaden, Gebreste und Mangel der Zeit“ angesehen werden. Jene, die sich „als Erben und Nachkommen klassischer und erstaunlicher Mächte begreifen“, seien nichts anderes als „verblasste und verkümmerte Spätlinge kräftiger Geschlechter“:[10]

> „Solche Spätlinge leben freilich eine ironische Existenz: die Vernichtung folgt ihrem hinkenden Lebensgange auf der Ferse; sie schaudern vor ihr, wenn sie sich des Vergangenen erfreuen, denn sie sind *lebende Gedächtnisse*, und doch ist ihr *Gedenken ohne Erben* sinnlos. So umfängt sie die trübe Ahnung, dass ihr Leben ein Unrecht sei, da ihm kein kommendes Leben recht geben kann.“[11]

In der Tradition den „Hemmschuh des Glücks" erkennend erhebt Nietzsche an mehreren Stellen seines Werks eine Forderung, die jener Hölderlins ähnelt: Originalität solle „im Bereich des Erkennens und in der Dimension des *Handelns*" bestimmt werden;[12] nicht mehr als die abstrakte Vorstellung, „dass man etwas Neues zuerst sieht", sondern als das Resultat eines historischen Zufalls, der darin besteht, „dass man das Alte, Altbekannte, von Jedermann gesehene und Uebersehene wie neu sieht".[13] Erwogen wird also die Möglichkeit, Originalität und „Vergangenheit als Erbe" in reeller Wechselvereinigung zu deuten: als „das Zeichen einer neuen Cultur"[14]. – Daraus könnte sich ein allgemeiner Zugang zum Fall der Originalmenschen ergeben, um den es im Folgenden gehen soll. ‚Kultur' müsste dabei, mit Hölderlin, als „alle Werke und Taten der Menschen [...], sie seien so groß oder so klein", umfassend verstanden werden; sodass aus dem ‚Großen' und Genialen, für das ein zweiter Schritt eingeplant ist, mit einem dritten der Durchgang ins ‚Kleine' und Alltägliche gewagt werden kann.

2. Ins Original verstiegen: Überlieferung, Freiheit und Schwindel

„Gern wär' ich Überliefrung los, / Und ganz original! / Doch ist das Unternehmen groß / Und führt in manche Qual", spotten Goethes ‚Zahmen Xenien'.[15] Um diesen verstiegenen Plan, der in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s eine Konjunktur erlebte, soll es im Folgenden gehen. Probehalber werden wir uns dabei an dem Anschein orientieren, die gewaltsame Auflehnung gegen die Überlieferung ermögliche (beinahe) so etwas wie eine Nullstelle – einen Punkt, in dem die gänzliche Abtötung mit der unwiderruflichen Erstgeburt von Kultur zusammenfällt: das Original.

Geheiligter Fremdling

Die Beantwortung der Frage, wie und weshalb der Maßstab des Originals auf Menschen angelegt worden ist, führt mindestens ins Jahr 1759 zurück,[16] allenfalls aber an den mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte. Ein paradiesischer Garten ist es nämlich, aus dem uns der Dichter Edward Young in seinen ‚Conjectures on Original Composition' (dt. ‚Gedanken über die Original=Werke', 1760) das menschliche Genie entgegentreten lässt, das den Namen des Originals verdient: einen „wirkliche[n] Fremdling", der „nur mit einigen Federn geputzt, gleich einem Indianischen Prinzen, ankömmt" und „Neuigkeiten aus einem fremden Lande" bringt. Die Erfindungen, die dieser edle Wilde ohne jeden Rückgriff auf Regeln schafft, sind „die schönsten Blumen" des „immerwährenden Frühling[s]" genialer Kreativität. Als organische Naturprodukte „aus der belebenden Wurzel des Genies" befinden sie sich im unvermit-

Gedanken
über die
Original-Werke.

In einem Schreiben des D. Youngs
an dem Verfaſſer des Grandiſon.

Aus dem Engliſchen.

Leipzig,
bey Johann Samuel Heinſii Erben,
1760.

Titelblatt mit Frontispiz der deutschen Übersetzung (‚Gedanken über die Original=Werke', Leipzig 1760) von Edward Youngs ‚Conjectures on Original Composition' (London 1759). Entnommen aus dem Faksimiledruck von 1977 (wie Anm. 17).

telten Gegensatz zur „Manufactur=Arbeit" der Nachahmungen. – Dabei fällt auf, dass gerade die fremden Federn am geeignetsten erscheinen, der „Britische[n] Flagge" und dem Kanon ihrer besten Kulturprodukte in aller Welt „einen Namen zu machen". „Erkenne dich selbst", das bedeutet bei Young: „stifte eine Vertraulichkeit mit dem *Fremdling, der in dir ist* [...], und laß dein Genie sich erheben (wenn du Genie hast) wie die Sonne aus dem Chaos; und wenn ich denn zu dir, gleich einem Indianer, sagte, bete es an, (ob dieß gleich zu verwegen wäre) so würde ich doch nicht viel mehr sagen, als [...]: Habe für dich selbst Ehrfurcht." – Diese Konzelebration, die nur noch in Klammern als „zu verwegen" zurückgenommen wird, kommt der positiven Belebung eines unterlegenen, in Reservate verdrängten, unterdrückten Erbes gleich. Sie speist jenes siegreiche, machthabende, normative Erbe, das als ‚Überlieferung' Betonung findet. Aber am Ende mündet die gewagte Spekulation darüber, welche Werke der Vergangenheit man „vermissen kann, *ohne den Verlust zu fühlen*", in eine zersetzende Vision: Würde man zugunsten der äußerst raren Originale alle Nachahmungen verbrennen, entstünde ein Flächenbrand, demgegenüber die Feuersbrunst in der Bibliothek von Alexandria „nur ein kleines Freuden=Feuer" gewesen wäre. Die ganze „gelehrte Welt" würde dann „einer Residenz in Flammen ähnlich seyn [...], wo nur noch wenige unverbrennliche Gebäude, ein Schloß, ein Tempel oder ein Thurm ihre Häupter erheben, in melancholischer Größe, mitten unter der allgemeinen Verwüstung". Diese letzten Originale triumphieren. Sie und ihre Werke sind „heilig"; aber nicht heilig wie die Bibel, sondern wie der „heilige Koran".[17]

Erbsünde und Originalwerk

Das geheiligte Original hat zwei mächtige Vorgängerinnen: *Origo f.* bedeutet Ursprung und Herkunft; und solange der Glaube an die „Gegenwart des Ursprungs" und die „Nachwirkung der Herkunft" nicht gänzlich verloren ist, auch Erbe.[18] Beide früheren Originale eint deshalb das Ziel, ewig zu leben und in aller Zukunft unvergessen zu sein, die eine als mentales und die andere als dingliches Erbe: Erbsünde und Originalwerk.

Erstens die Erbsünde: Von ihr zeugt in der deutschen Sprache namentlich der früheste Gebrauch des Ausdrucks original. Als mittelhochdeutsches Adjektiv wurde er vom kirchenlateinischen *peccatum originale* übernommen, deutete also auf das Dogma der ‚Ursünde' hin, das in den Mythos vom paradiesischen Sündenfall eingeschrieben ist. Original genannt wurde der Makel des Bösen, der sich durch den Akt der Zeugung von Generation zu Generation fortpflanzte: als ‚Erbsünde'. Dieses Modell bestimmte das Denken und Handeln, die Weltsicht und Seelenlage der Gläubigen. Aber die Knechtschaft blieb nicht ohne Auflehnung. Wiederholt stellte sich die Frage der *Theodizee*: Wie kann der ‚gute Gott' gerechtfertigt werden angesichts seiner mangelhaften Schöpfung? – Als ein moderner Antwortversuch gewann im Laufe des 17. Jh.s der *Kompensationsgedanke* Bedeutung: Der ererbte Mangel wurde nicht mehr als Last, sondern positiv: als ein notwendiges Übel gedeutet, als Voraussetzung für das Funktionieren der Schöpfung eines nicht mehr vergeltenden, sondern ausgleichenden Gottes, dessen Ebenbild der Mensch ist.[19] Davon kann ein Verständnis von Kultur als Ersatzwelt abgeleitet werden, das namentlich durch die Philosophen Odo Marquard und Hermann Lübbe Verbreitung gefunden hat und in der Volkskunde mit besonderem Recht kritisch diskutiert worden ist: Kompensationstheoretisch gedeutet wäre Kultur „nicht das Ganze, sondern Ergänzungen ohne Ganzes"[20]; und falls man diesem Verständnis folgen kann, muss sich jene moderne Originalwelt, die Young – angesichts der schwindenden Macht der alten – heilig nennt, als Ersatzwelt für menschliche Mängel und Verluste herausstellen. Diese Theorie scheint ein Bindeglied zwischen den Diskussionen über Originalität und ‚kulturelles Erbe' abzugeben. Aber sie befindet sich, das ist gewiss auffällig, im deutlichen Widerspruch zu dem „alle Werke und Taten der Menschen" umfassenden Inbegriff von Kultur *als Ganzem*, von dem wir oben ausgegangen sind. Das wirft vielleicht erste Fragen und Zweifel auf.

Zweitens das Originalwerk: Seit Mitte des 14. Jh.s war original nicht nur mehr die „Beschaffenheit einer Sache", sondern bedeutete als Substantiv, zunächst vor allem in der Kanzleisprache, auch „ein Ding, welches seiner Beschaffenheit nach uebereinstimmet mit dem, was von ihm entstanden ist". Dieses wurde als „Dokument" aufgehoben und als „Instrumentum" hergenommen und diente so als Modell für jene Nachahmungen, die wir bei Young als Negativkontrast kennen gelernt haben.[21]

Dagegen erfuhr der Ausdruck *Copia* im Übergang vom 17. ins 18. Jh., besonders durch den Fortschritt der Drucktechnik, eine deutliche Aufwertung: „als *Verfügung* über eine große Zahl von bei Gelegenheit *anwendbaren* Figuren und Floskeln (topoi)". Es ist als Anzeichen solcher Verfügbarmachungsprozesse gedeutet worden, dass *Origo* bald weniger „Gegenwart des Ursprungs" und „Nachwirkung der Herkunft" bedeutete – und immer mehr „Neuheit" und „Überraschung": etwas Rätselhaftes, ja Unheimliches, das offenbar jeder Wiederholung und Vermittlung durch Regeln entgegengesetzt war. „Die Dinge verlieren jetzt gleichsam ihr Gedächtnis", so Niklas Luhmanns These.[22] Mithin geriet auch ihre Wertschätzung ins Schwanken: „Original", heißt es bei Gottsched, „[w]ird von einem Bilde gesaget, welches von keinem andern nach gemalet ist. Man erkennet ein Originalstück leicht an der großen *Freyheit*, die darinnen herrschet. Doch werden oft auch Kenner betrogen."[23] Mit der Erbsünde scheint das Originalwerk also zu verbinden, dass beide von modernen Erfahrungen der Entfremdung und des Verlustes begleitet werden – oder vom Diskurs und der Unterstellung solcher Erfahrungen[24] –; ganz so, als ob Freiheit und Fortschritt von der Überlieferung, als ob Wandel und Vielfalt in der Kultur das Ganze aus dem Blick geraten, die Dinge ihr Gedächtnis verlieren und das Wort als Vokabel verhallen ließen[25]. Das wirft vielleicht weitere Fragen und Zweifel auf.

Turmbau und Denkmal

Vielleicht hindert uns die „Verwirrung der Sprachen" ja nicht stärker daran, uns „einen Namen zu machen", als es deren „allzu große Uebereinstimmung oder Einförmigkeit" jemals getan hat? Dieser Verdacht war's jedenfalls, der schon Young umtrieb, als er den Begriff Original entgrenzte und mit gleichem Recht für Menschen und Werk brauchen wollte.[26] Seine Innovation wurde namentlich im deutschen Sturm-und-Drang begeistert aufgenommen – fast zeitgleich mit McPhersons positiver Belebung des Ossian, die sich später ja als kein Originalwerk herausstellen sollte –, bald aber auch kritisch geahndet.[27]

Vor diesem Hintergrund kommt die Option eines Kirchenbesuches nicht ungelegen: Objekt unserer Betrachtung ist das gotische Straßburger Münster, heute Teil des UNESCO-Weltkulturerbes; und als Führer entscheiden wir uns für einen 1773 erschienenen Aufsatz ‚Von deutscher Baukunst'. Gemeinsam mit dem Verfasser, dem gerade promovierten Johann W. v. Goethe, nähern wir uns dem Bauwerk zu verschiedenen Tageszeiten und aus verschiedenen Richtungen. Wir betrachten es bei wechselnden Lichtverhältnissen, mit wachen oder ermatteten Augen, mit Euphorie oder „theilnehmende[r] Traurigkeit". Wir treten durch den Haupteingang, sehen, wie der weite Kreis der Fenster sich öffnet, blicken in die Schiffe, denken an den unvollendet

Domenico Quaglio: Die Westfassade des Straßburger Münsters. Öl auf Kupfer (1821). Entnommen aus: Brigitte Trost: Domenico Quaglio. 1787-1837. Monographie und Werkverzeichnis. München 1973, o.S.

gebliebenen Bau des einen der zwei Türme. Die Betrachtung des Gebäudes soll uns die „Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters" preisen lassen. Aber nicht Gott ist gemeint, sondern der begnadete Bauherr Erwin von Steinbach, zu dessen Straßburger Grabstätte wir eine „Wallfahrt" unternommen haben. Goethe nennt ihn den „heilige[n] Erwin". Gemeint ist aber, anders als bei Young, kein „Wilde[r]", der „mit abenteuerlichen Zügen, grässlichen Gestalten, hohen Farben, seinen Cocos, seine Federn, und seinen Körper [modelt]". Der Ursprung des Originalwerks wird hier nicht mehr in einer regellosen Natur verortet. Stattdessen verdient das nationale Originalgenie Verehrung, weil es ihm als Individuum gelungen ist, „einen *Babelgedanken* in der Seele zu zeugen": Es hat „die zerstreuten Elemente" einer toten, „welschen" Bautradition zuerst wieder in ein „lebendiges *Ganzes*" zusammengesetzt – das damit wieder in den Blick rückt – und ihnen zu einem ‚zweiten Leben' verholfen. Erwin hat eine Originalwelt geschaffen, die *keine* Ersatzwelt ist, wie es der Kompensationsgedanke nahe legen würde, sondern ein neues „Model". Das Gesamtergebnis dieser Leistung, die wir unserem Führer zufolge mit jener des Prometheus vergleichen dürfen, ist Objekt andächtiger Betrachtung und Exempel für künftige Generationen. Es bietet sich dafür ein Ausdruck an, der bis jetzt vorwiegend für Gedenksteine und Standbilder verwendet worden ist: „Denkmaal".[28]

Sonderling und Urling

Aber vielleicht sind dort, wo Originale heiliggesprochen werden, Nachahmer nicht weit, die Original sein wollen und sich zum Schein selbst heiligen? Die Freiheit von

der alten Überlieferung – positiv gedeutet als „Vertraulichkeit mit dem Fremdling, der in dir ist" und fruchtbringendes Babel – gibt auch zu Befürchtungen Anlass: „Die größte Sprachverwirrung [...] richtet eine Art Originalgenieen an, die ihr eigenes Sanskrit erfinden, um ihre Ideen in heiliges Dunkel zu kleiden", beschwert sich ein Zeitgenosse.[29]

Hinweise dazu kann man sich aus der Streuung des Wortes in den Wörterbüchern einholen. Dort wird dem Heiligen, den wir schon kennen, ein lästiger Zweiter bald nicht mehr von der Seite weichen: „Figürlich nennt man auch ein außerordentliches Genie, eine Person, welche in ihrer Art *Selbsterfinder* ist, ein Original; da denn auch wohl in weiterer Bedeutung ein seltsamer Kopf, ein *Sonderling*, den Nahmen eines Originales, nämlich der Thorheit, des Seltsamen, bekommt", räumt Adelung (1774-86) ihm widerwillig seinen Platz ein.[30] Und bezüglich eines Dritten findet sich bei Campe (1801) die nachgetragene Empfehlung, man könne sich „[...] wol des Deutschen Spott=ausdrucks: er ist ein Urstück von Menschen, oder auch ein *Urling*" bedienen, „als ein passendes Wort für das seinwollende Original, d.i. für denjenigen, der Originalität zur Schau trägt, ohne sie wirklich zu besitzen"[31]. Beide für passend erachteten ‚Synonyme' blicken auf eine Begriffsgeschichte zurück, die um einiges älter ist als jene des eingedeutschten Originals: Der Sonderling galt seiner Gesellschaft oder Kirche als „homo alienus"; als Fremdling, ja Alien, der den Bann verdient.[32] Und als Urling wurde derjenige gescholten, „der lustren ist / besser oder mehr zu seyn im Uhrwesen und alten Rechten"[33]; einer, den, wie's aussieht, der Trieb reitet, sich gegen das Altertum aufzulehnen. – Beide sind Figuren der Devianz, also der Abweichung von einer gerade vorherrschenden gesellschaftlichen Ordnung, die durch ‚Tradition' und ‚Überlieferung' gefestigt wird. Dazu kann man zunächst die These David Lowenthals zur Kenntnis nehmen: Devianz müsse *gebannt* werden, damit ‚kulturelles Erbe' als Konzept erfolgreich sei.[34] Auffällig ist nur: So sehr die „Thorheit" von Sonderling und Urling auch für „Spott" sorgt, so wenig ist das doch die einzige Reaktion. Der Sonderling wird nicht zum „existentiellen Außenseiter" der Gesellschaft. Sie begegnet ihm auch mit „Lächeln" in verschiedenen Abtönungen: mitleidsvollem oft, aber nicht immer; auch rücksichts- oder bewunderungs-, ja insgeheim liebevollem.[35] Und ähnlich mehrdeutig verhält es sich mit dem Verhältnis des Urlings zum Altertum: Zwar treibt dieser in einer späteren Definition noch immer als „seinwollender Urkopf" sein Unwesen; aber damit ist jetzt, gegenläufig passend, ein Mensch gemeint, „der das Alte liebt, dem Alten anhänget" und deshalb als seltsam gilt.[36] Absonderung bzw. Integration hinsichtlich der sozialen Ordnung (im Fall des Sonderlings) und Auflehnung bzw. Anhänglichkeit hinsichtlich der ‚Überlieferung' (im Fall des Urlings) sind also nur scheinbare Gegensätze. Innerhalb ein und derselben Bildung darf man ihre reelle Wechselvereinigung in Erwägung ziehen.

Dieser Umstand mag den Blick wieder auf den ersten Originalmenschen zurücklenken, der, so scheint es, umso feierlicher als genialer „Selbsterfinder" mythisiert werden muss, desto mehr von seinen Begleitererscheinungen „verächtlich", „im üblen Sinne" und „tadelnd"[37] die Rede ist. Aber können er und sie tatsächlich (noch) eindeutig auseinandergehalten werden? – Dass sie in den Wörterbüchern meist ‚einträchtig' beisammen stehen, lässt jede Definition kippen. Originale sind dann zum Beispiel „Menschen, die sich vor den übrigen abheben als ‚Muster, Vorbild' *(das aber auch abschreckend sein kann)*". Beiläufig kann dann auch noch der letzte Hinweis eingeklammert sein: selbst „wunderliche Heilige", nämlich religiöse Schwindler, würden Originale genannt.[38]

Erstgeburt und Brudermord

Den einflussreichsten Versuch, solche Reserven aus dem Walten der Freiheit im Original auszuklammern, unternahm Immanuel Kant: Zwar sei Originalität, „wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt". Aber die Qualität, durch die man wirkliche Originalmenschen vom „originalen Unsinn" unterscheiden könne, sei die Musterhaftigkeit ihrer Werke. Deren Auftrag bestehe darin, „[...] selbst nicht durch Nachahmung entsprungen, anderen doch dazu, d.i. zum Richtmaße oder Regel der Beurteilung" zu dienen.[39] Zieht man daraus die letzte Konsequenz, ist Originalität nur mehr als „Paradoxie"[40] beschreibbar: als eine Bildung, in der zwei behauptete Ebenen, Vorbild*los*igkeit und Muster*haft*igkeit, miteinander vermischt sind. Mit Blick auf die so entstandene Bildung kann nicht mehr davon ausgegangen werden – wie es der Kompensationsgedanke nahe legen würde –, dass wir es mit zwei unveränderlich gegebenen, einander aufwiegenden Maßstäben zu tun hätten.

Schwindel ist deshalb mehr als nur Betrug. Er bedeutet auch das Gefühl der Verwirrung, das sich dann einstellt, wenn früher feste Rückbindungen „im Uhrwesen und alten Rechten" ihre modellhafte Selbstverständlichkeit verloren haben.[41] Während für einen „geglückten Erbprozess" gilt, dass „[...] die bestehende soziale Ordnung reproduziert wird"[42], ist hier die Gefahr des Umstürzens, Verunglückens, Misslingens geborgen. Das führt uns Friedrich M. Klinger vor: In seinem „Originalstück" ‚Die Zwillinge' (1775) erschlägt der Originalgenie sein wollende Zwilling im Streit um die Erbfolge seinen erstgeborenen Bruder: keine originelle, sondern eine recht altväterische Lösung. Aber nachdem Guelfo Ferdinando losgeworden ist, tut er nichts anderes, als „sich als Erbe und Regierungsnachfolger des alten Fürsten [...] selbst in eine legitime Geschlechterreihe zu stellen". Er, der sich von allem alten Recht gelöst zu haben glaubt, unterwirft sich jetzt dem Erbprozess. Dabei stiftet er mit seinen Gewalttaten nicht Kultur, wie Prometheus, sondern ein krisenhaftes Durcheinander, in dem er selbst zu Tode kommt. Letzten Endes ersticht ihn sein Vater, der alte Fürst. Das Erbe ist vertan.[43]

Nullen

Wie groß das Ausmaß des Schwindels wohl sein mag? – Lichtenberg, 1775/76 vom „jetzt so allgemein gewordene[n] lächerliche[n] Eifer Original zu sein" schreibend, versucht es zu beziffern: „Wir hätten jetzt in Deutschland allein an die 2000 Original-Köpfe. [...] Nein, damit ihr's wißt, wir haben über 10 000." Allen, die es „gleichsam spielend" zuwege bringen wollen Original zu sein, rät er, sie sollten „Köpfe mit dem Buchstaben Null tragen [...], damit man sie kennte." – Nullen und damit die Annullierung des optimistischen Entwurfs der Aufklärung sind diese letzten Originale zum einen, weil sie nicht vorbildlos entstanden sind, sondern „die Kunst durch Nachahmen Original zu werden in der größten Vollkommenheit" besitzen; und zum anderen, weil ihr epidemisch gewordener „Originalismus" als Modell für Nachahmer gänzlich unbrauchbar ist. Indem der Originalist weder zur Bewahrung noch zur Tradierung des Erbes seinen Beitrag leistet, „[...] ist seine arme Seele für den Ruhm der Nachwelt hin[,] als hätte sie das Licht nie gesehen oder den Satz des Widerspruchs nie gedacht"[44].

Der Ausfall steht am Ende einer Konjunktur, die ein zweiter Kritiker, Gottfried August Bürger, mit der Figur des „Vogel Urselbst" abzubilden versucht hat. Das ist „Ein Vogel ganz besondrer Art, / Der sich mit keinem andern paart, / Und, weil er immer einsam kreist, / Original, deutsch: Urselbst, heißt". Anstatt Nachfahren zu zeugen, was nicht unvernünftig wäre, steigt Urselbst mit seinem von einem Genius geborgten Flügelpaar „zwar ziemlich hoch und weit / Mit seiner Kraft durch Raum und Zeit", will dabei aber höher hinaus, „als es seiner Weite, seinem Erfahrungs- und Verstehenshorizont" entspricht.[45] Und mit Hilfe Ludwig Binswangers darf man hinzufügen, dass solche Verstiegenheit, die zum Schwindel führt, als „‚mißglücktes' Verhältnis von Höhe und Weite im *anthropologischen* Sinne" verstanden werden kann, das nicht außerhalb des ‚normalen' menschlichen Daseins liegt. Vielmehr ist es ihm *immanent*, als „Bedrohung seines Glückens"; als Form des „Steckenbleibens oder An-ein-Ende-gelangens der eigentlichen geschichtlichen Bewegtheit des Daseins" angesichts einer erfahrenen zeitgenössischen Wirklichkeit.[46]

3. Ins Erbe verbohrt: Gemeinschaft, Ordnung und Abweichung

Der Höhenflug und sein missliches Ende lassen daran zweifeln, ob das Original noch zu retten ist, ob der in der Höhe Steckengebliebene wieder auf den Boden zurückgeholt werden kann. Eben das ist rund hundert Jahre später aber versucht worden. Im Folgenden wird es deshalb um den Wunsch gehen, den Originalmenschen als musterhaftes Vorbild in jene ‚Gemeinschaft' zurückzuholen, vor deren ‚Überlieferung' er einst

geflüchtet ist. Probehalber werden wir uns dabei an dem Anschein orientieren, seine Rehabilitierung ermögliche wiederum (beinahe) so etwas wie eine Nullstelle – einen Punkt diesmal, in dem die geglückte Rettung mit dem unaufhaltsamen Niedergang von Kultur zusammenfällt: das Original.

Gutes Original

Halt könnte zunächst die Erzählung von einem Monument geben, das bis jetzt der Vergänglichkeit getrotzt hat; das man – so würde die heute gängige Antwort auf Youngs Frage lauten – nicht „vermissen kann, ohne den Verlust zu fühlen": ein altes Buch. Gedacht ist in diesem Fall an den ‚Codex Manesse', die berühmteste mittelhochdeutsche Liederhandschrift, die in der Universitätsbibliothek von Heidelberg aufbewahrt und konserviert wird. Sie ist um 1300 in Zürich entstanden und hat sich zwischen 1657 und 1888 im Besitz der Königlichen Bibliothek in Paris befunden: „Wenn Du hinkommst zu Deiner Zeit, so mußt Du das alte Buch sehen; es ist in rotes Leder gebunden und der schnöde Name Ludwigs XV. ist ihm auf den Rücken gestempelt", erzählt der Patenonkel in Gottfried Kellers ‚Züricher Novellen' (1878) seinem Neffen Jacques. Die Erzählung über das wechselvolle Schicksal des gebrandmarkten Werks dient als lehrhaftes Modell, sie enthält vorbildliche und abschreckende Episoden. Jacques gehört nämlich zu den „Adepten des Originalwesens", die in sich den „unbewußte[n] Trieb" verspüren, „ein Original zu sein oder eines zu werden" – gerade weil gegen Ende der 1820er Jahre in Zürich beklagt wird, „daß es heutzutage keine ursprünglichen Menschen, keine Originale mehr gebe, sondern nur noch Dutzendleute und gleichmäßig abgedrehte Tausendspersonen".[47]

Eine der abschreckenden Episoden spielt um 1500: Ein Einzelgänger namens Buz Falätscher entwendet die Handschrift aus der verfallenen Burg Manegg. Obwohl der „Narr" kaum entziffern kann, was darin steht, beschließt er, selbst ein genialer Minnesänger zu werden. Er fängt an, die wertvollen Verszeilen mit eigenen Kompositionen zu überkritzeln. Mit seinem beängstigenden Gesang lauert er „auf einsamer Straße arglosen Leuten" auf und drängt sich „auf unheimliche Weise dicht an sie", um sie von seiner Genialität zu überzeugen. Am Ende gerät die Burg, in deren Inneren sich das Buch und Buz befinden, in Brand. Das eine Original kann mit letzter Not aus den Flammen gerettet werden, deren Opfer das andere wird: „friedlich und beruhigt lag er da, erlöst von der Qual, sein zu wollen, was man nicht ist, und es schlummerte mit ihm ein unechtes Leben [...] endlich ein". – Buz war ein „letzter Sprössling" der Manesse, jener Zürcher Patrizierfamilie, deren Lobpreis in einer Strophe der Handschrift gesungen wird. Den Minnesänger Hadlaub, von dem die Strophe stammt, und Ritter Rüdiger Manesse, den dort erwähnten vorbildlichen

Liedersammler, stellt der Pate als „gute Originale" gegen den Narren und erklärt: „Ein gutes Original ist nur, wer Nachahmung verdient! Nachgeahmt zu werden ist aber nur würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Orte etwas Tüchtiges leistet, und wenn dieses auch *nichts Unerhörtes und Erzursprüngliches* ist!" In diesem Sinne bleibt Rüdiger deshalb „im Gedächtnis der Menschen erhalten", weil es ihm gelungen ist, Werke der Vergangenheit für die Zukunft zu bewahren: „Lieder gründlich sammeln und retten, was zu retten ist", so sein Vorsatz.[48]

Das ist auch gegen jenes „Versinken in der Geschichtslosigkeit"[49] gesagt, das Keller der Moderne des 19. Jh.s drohen sah. Dabei erscheint Originalität zwar auch hier, zwei Jahre nach Nietzsches Kritik der Spätlinge, als „Zeichen einer neuen Cultur". Aber der Gesichtspunkt, aus dem das Original betrachtet wird, ist weder individualistisch, wie im ausgehenden 18. Jh., noch kollektivistisch; weder hat sich das Original als genialer ‚Übermensch' über die Gesellschaft erhoben, noch ist es in der Masse ihrer „Tausendspersonen" gänzlich verloren gegangen. Vielmehr ist aus ihm das ‚gute' Mitglied einer organisch anmutenden ‚Stadtgemeinschaft' geworden, in der alle Stände einträchtig zusammenwirken: zum Wohl des ‚kulturellen Erbes'. Dieses Szenario ‚historischer Dichtung' wird einer offenbar anonym gewordenen, sich modernisierenden Gesellschaft entgegengehalten:[50] Gemeinschaftliche Identität, verheißt es, gelingt durch positives Beleben des Toten; und die lebenden Gedächtnisse ‚guter Originale' sind es, in denen das Tote als Erbe überlebt, ohne sich zu überleben. Zu Unrecht, räsoniert der Onkel einmal, würde die Jugend solche stets raren Vorbilder mit ungebührlichen Spitznamen „wie originelle Käuze u. dergl." versehen.[51]

Kauzenspiel[52]

Die Jugend verspottet das Original, dem Ehre erwiesen werden soll, als Kauz: das wäre nun – und ist bis heute – ein weiteres für passend erachtetes ‚Synonym'. Vom Kauz weiß man, dass er zurückgezogen lebt und sich bei Tag oft unbeholfen gebärt. Vom menschlichen Kauz oder kauzigen Menschen heißt es, er sei „wunderlich" und „schrullig" oder „verdrießlich" und „unwillig"; und manchmal auch, dass er „mit struppigen Haaren", verwirrt und zerstreut, herumlaufe.[53] Dabei hat es den Anschein, als ob in seinem Leben die Zeit stehen- und der ‚Fortschritt' steckengeblieben wäre; während er zugleich oft keinen reellen Halt (mehr) findet „an den unpersönlichen Gebilden, die Tradition, Vorfahren, Brauchtum, Stand geschaffen haben und in denen sie herangewachsen sind": „Verbohrtheit" oder „Verschrobenheit" nennt Binswanger diesen Fall; mit Ausdrücken, die aus „bestimmten Werkstätten des homo faber" hergeleitet werden könnten. Wenn das dort zuhandene Material – gemeint ist nicht nur „toter Stoff", sondern auch „Menschenmaterial" – zum Beispiel unbiegsam, starr, steif, hart oder

kalt ist, dann verbohrt sich der Bohrer oder verschraubt sich die Schraube. Und ganz ähnlich kann selbst den in der Spinnstube Sitzenden, volkskundlich gut bekannten Trägerinnen der Überlieferung, widerspenstiges, nämlich „schief gewickeltes" Material in die Quere kommen.[54]

Ein solches ungeplantes Ende soll aus Kellers Modell ausgeklammert bleiben. Aber während er nur das ‚gute Original' in die ‚Stadtgemeinschaft' integriert wissen will, als den sachgemäßen Hüter ihres Erbes, ist anderswo gerade in seinem verbohrten Verwandten eine „deutsche Sonder- und Erbmarke" erkannt worden. Dieser habe nämlich, so etwa Max Kommerell, „[...] am Adel des Ungewöhnlichen mit irgendeinem Tropfen seines Blutes Anteil, so wie der verblödete Sproß eines Fürstenhauses immerhin mit goldenem Besteck gefüttert wird". Oder anders gesagt: Er ahme das „schwer auszusprechende, verschobene, fast verschrobene Verhältnis, das der große Geist in Deutschland zu den wirklichen Dingen zu haben pflegt, in winzigem Maßstab" nach und verfalle so „dem Zwang des Absonderlichen als ganzes Geschöpf, als Gestalt". Vorgebliche „Heimeligkeit" muss sich so als „Heimatlosigkeit" herausstellen.[55] – Eben deshalb scheint aber für Lächeln oder Spott, in unterschiedlichen Abtönungen, gesorgt zu sein, wenn über „originelle Käuze u. dergl." erzählt wird. Der Umstand solcher Belustigung verdient gewiss besondere volkskundliche Aufmerksamkeit. Denn vielleicht verbirgt der lachhafte Vogel ja ganz anderes? – Jedenfalls darf man sich ernsthaft an die intensiven abergläubischen Vorstellungen erinnern, die mit seiner Gattung verbunden sind: Der Kauz sei auf dem Friedhof heimisch und ein Vorbote kommenden Unglücks; der Geruch der Todkranken ziehe ihn an; und wer ihn zu sehen bekomme, der müsse bald selber dran glauben.[56]

Steinzeit und Neuzeit

Gegen das Modell, Originale gut zu heißen und ihnen nichts Schlechtes nachzurufen, darf man argwöhnen, dass es Ungutes zu verbergen oder zu beschönigen hat: Spuren jenes Erbes, das nicht „im Gedächtnis der Menschen erhalten" bleiben, sondern darin möglichst restlos zum Verschwinden gebracht werden soll; als ob man es vermissen könnte, ohne den Verlust zu fühlen.

Um 1900 befand sich in der Nähe von Greiz in Thüringen, an einem bewaldeten Hang am rechten Ufer der Göltzsch, ein beliebtes Ziel „vieler [...] Sonntagsausflügler, ja ganzer Vereine aus der näheren Umgebung": mehrere, heute unzugängliche Höhlen im Felsmassiv des Hohensteins. Für über ein halbes Jahrhundert wohnten dort „Lieb" und „Finger", zwei „Sonderlinge" und „sonderbare Käuze", die als „Originale" galten, weil sie „gleich dem Menschen in der Urzeit, unter primitivsten Verhältnissen" lebten. Wochentags hielten sie sich mit Hilfsarbeiten über Wasser und ernährten sich von der

„Lieb und Finger aus Greiz". Ansichtskarte im Verlag Richard Heyer, Greiz (1895-1903). Entnommen aus: Vogtlandjahrbuch, 10. Jg. (1993), 43. Für ihre freundliche Hilfe beim Ausfindigmachen der Abbildung bedanke ich mich bei Herrn Wolfgang Trommer (Greiz) und Frau Corina Gutmann (Greiz).

Jagd nach Hunden und Katzen. Aber sonntags, wenn sie zu Hause waren, bot sich den Ausflüglern „ein interessanter Einblick in ihre steinzeitlich anmutende ‚Wohnkultur'". Deren einziger „‚Komfort' [...] bestand aus einigen Bildern an der Höhlenwand", andernorts ausrangiertem Gerät und Geschirr, sonstwo ausgedienten Bettstatten und einem liebevoll gepflegten „Vorgärtchen". Dieses „Wohnidyll" ließen Lieb und Finger ablichten und in mindestens fünf Motiven auf Ansichtskarten drucken, „die ihnen an Sonntagen geradezu abgejagt wurden". – Beide „Naturjünger" fanden ein „unrühmliches Ende": 1904 verstarb Lieb nach einem Sturz von der Felswand. 1905 erfror Finger im Freien. „Wenn diese beiden ‚berühmten' Greizer Originale auch nicht wert sind, als bemerkenswerte Persönlichkeiten der Heimat der Nachwelt überliefert zu werden, so verdienen sie es doch, als abschreckendes Beispiel eines verfehlten Lebens gezeigt zu werden", urteilte 1957/58 der vom ‚Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands' herausgegebene ‚Heimatkalender'. Ihr Schicksal würde auf eine Zeit zurückweisen, die es nicht verstanden habe, „die sozialen Probleme ihrer Epoche zu lösen."[57] ‚Lieb' und ‚Finger' waren, folgt man dieser Deutung, nur scheinbar harmlose Spitz- und Spottnamen; sonntägliche Euphemismen für jene Außenseiter, die die frühere Ordnung an ihre Ränder gedrängt hat. Vielleicht ist ein ‚gutes Original' deshalb auch nur jemand: ein gewisser Niemand, auf den diese Bezeichnung von den

jeweils tonangebenden Deutungseliten erfolgreich angewandt worden ist? In diesem Gedanken der Etikettierung bzw. des Etikettenschwindels kann jedenfalls ein zweites – jenes der Kompensation konterkarierendes – Deutungsmuster ‚kulturellen Erbes' erkannt werden.[58]

Aber es ist nicht ausgeschlossen, dass man bei ähnlichen Ausflügen zu anderen Ansichten kommt: 1904 zum Beispiel, als „der erste, vermittelst Elektrizität betriebene Zug den eisenindustriereichen Ort Fulpmes mit Innsbruck" zu verbinden begann, ließ sich in seinem Waldversteck im Stubaital „[e]in Höhlenmensch der Neuzeit" photographieren; unter der Auflage, anonym zu bleiben. Der gebürtige Oberinntaler habe an der Münchner Kunstakademie durch sein Genie für Furore gesorgt, berichtete die ‚Österreichische Alpenpost'. Dann sei er wegen Barfußgehens im Stadtgebiet „als Irre[r] interniert" worden. Seine „[u]nbezwingliche *Freiheits*sehnsucht, die sämtliche von der Kultur aufgestellten Sittenregeln überwucherte", habe ihn zum „einsamen Sonderling[ ]" werden lassen. Seine Höhle mache „einen ganz eigentümlichen Vorweltsbewohnereindruck". Seine Bekleidung ähnle „der eines amerikanischen Fallenstellers". Er ernähre sich von „Schwämmen, Beeren und Schnecken" sowie vom Verkauf kleiner Blumenkörbe „an die Touristen auf der Landstraße". Seiner Umgebung gelte er als „Hexenmeister". Die „moderne Welt" würde ihn wohl „pathologisch" erklären wollen. Aber im Unterschied zu vielen, „fast ausnahmslos vom Religionswahn erfassten Personen oder Schlauköpfe[n]", Schwindlern also, sei er ein „Original": „[E]r hat seine eigene Herzensreligion, und diese bietet trotz seiner exzentrischen Lebensauffassung große Züge, die auf Heldengeist schließen lassen!" Eine graublonde „Löwenmähne" rahmt, wie auf dem Bild zu sehen ist, das „charakteristische Haupt" des „Freiheitsidealisten", der „Ehre und Rang" verachtet, aber auch „Prostitution gegen Bezahlung"; und dafür die „freie Liebe" liebt.[59]

„Der Höhlenmensch im Stubaitale". Entnommen aus: Österreichische Alpenpost (wie Anm. 59), 102.

In mehrfacher Hinsicht kommt in dieser Reportage der Wunsch zum

Ausdruck, den Heldengeist und Freiheitswillen des Exzentrikers positiv zu integrieren. Und vielleicht darf man sogar noch weiter gehen und in *ihm*, gerade weil er sich gegen aktuell vorherrschende Modelle reserviert verhält, ein „*integrierendes* Element gesellschaftlicher Modernisierung" erkennen? Das jedenfalls hat kürzlich eine Theoretikerin aus der Soziologie vorgeschlagen; wobei sie „eine fruchtbare und relativ stabile Wechselwirkung" darin erkannt hat, dass „echte Exzentriker" seit Beginn der Moderne so etwas wie deren „Hüter des Grals" seien. Glaubt man dem viel versprechenden mythologischen Bild (und dem wissenschaftlichen Weitermythologisieren), dann darf man auf Auserwählte hoffen, die heilende Kräfte aus einem heiligen Erbe ziehen, und auf den „wohltemperierten" Ausgleich aller Schäden des Fortschritts.[60] Die dahinter stehende Forderung kann dann auch nicht mehr anders lauten, als dass die moderne, sich modernisierende Welt möglichst uneingeschränkt bejaht werden möge.

Anekdotisches Erbe

Nicht erst seit heute sind Etikettierungsopfer und Kompensationshelfer also zwei im öffentlichen Diskurs gut etablierte Denkfiguren. Zwei Grundtendenzen des Erzählens über Originale, in seinen Übergängen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, sind dafür ein gutes Beispiel: zunächst die Klage, dass (mit Friedrich Torberg) „in unserer technokratischen Welt, in unserer materialistischen Kommerz- und Konsumgesellschaft die Käuze und Originale aussterben" müssten; und dann der Appell, dass (mit Rudolf Pechel) „wohl nirgends auf der Welt so viel gewachsene und echte Originale" noch am Leben seien wie in irgendeinem lokalen, regionalen, ethnischen oder nationalen Raum. Während eine längst eingebüßte „Vielfalt" von Originalen, die man gerne „noch einmal farbig auferstehen" lassen möchte, mancherorts als „Untergangssymptom" gedeutet wird, scheinen die Todgeweihten anderswo noch als lebendige Art auf. Zum Beispiel sollen sie das Kolorit gewisser „nunmehr verlorene[r] Regionen" auffrischen helfen; und die auffällige Beiläufigkeit, mit der man solche Andeutungen oft finden kann, mag genügen, um daran zu erinnern, dass das Original – von individuellen Schrullen gereinigt und mit ‚völkischen' Zügen gestählt – gerade dort als ‚Volkstyp' und ‚Charakterkopf' in unheilvolle Dienste genommen worden ist.[61]

Originale stellen somit eine leicht manipulierbare – und deshalb erfolgreiche – Version ‚kulturellen Erbes' dar. Meist präsentiert sie sich in Form einer Auswahlliste biographischer Erzählungen, die vorwiegend am *Anekdotischen* orientiert ist; also an der verdichteten Charakterisierung oder Typisierung einer historischen oder noch lebenden Persönlichkeit, zum Beispiel durch die Wiedergabe pointierter Aussagen, einprägsamer Handlungen oder körperlicher Besonderheiten. *an-ékdota* bedeutete zunächst das ‚Nicht-Herausgegebene', ein oft pikantes Geheimnis, das nur durch Indiskretion

zutage kommen konnte. Die Frage, welches Material nicht hergenommen und herausgegeben werden kann, ist deswegen auch an Kriterien gebunden, die immer wieder neu verhandelt werden müssen. Und falls ein erweitertes, nicht allein gattungstheoretisches Verständnis zugrunde gelegt würde, könnte man im anekdotischen Erzählen einen Grundmodus der Konstituierung ‚kulturellen Erbes' erkennen.[62]

So betrachtet lässt das anekdotische Material über Originale in erster Linie *Normabweichungen* verschiedener Art als Erbe durchgehen: solche, die offensichtlich nicht zwingend oder immer gebannt werden müssen, damit der Erfolg des Konzepts gewährleistet bleibt. Anlagen zum Original scheinen zum Beispiel überdurchschnittlich oft Menschen mit verschiedenen angeborenen oder erworbenen körperlichen Beeinträchtigungen und Behinderungen zu besitzen. Als original gelten der ‚schräge' Wuchs und die ‚komische' Gestalt des Körpers, bestimmte missgebildete Organe oder mangelhafte Stellen; dann aber auch motorische Störungen, Sprach-, Stimm-, Seh- und Hörfehler, Kommunikationsschwierigkeiten, Schrullen, Tics, Süchte. Hinzu kommen häufig unkonventionelle Kleidungssitten (z.B. zu viel oder zu wenig, altertümlich, unangemessen, nicht zum Wetter passend), exzentrische Nahrungsgewohnheiten oder respektloses Verhalten gegenüber allgemein akzeptierten Autoritäten. All das und anderes mehr[63] lässt Originale aber nicht als ungelegene Außenseiter vergessen werden. Vielmehr bleiben sie als „eine harmlose, nicht bedrohliche Außenseiter-Variante" in Erinnerung; als ob die Gesellschaft mit ihnen – gerade noch – auf ihrer Innenseite fertig werden könnte.[64] Alle Grenzziehungsversuche zwischen Normalität und Krankheit, Integration und Randständigkeit, Hochschätzung und Spott müssen sich dabei aber als instabil herausstellen: Eine Sammlung mit dem Titel ‚Schweizer Originale', die aus Anlass des 700-Jahr-Jubiläums der Eidgenossenschaft (1991) erschienen ist, ernennt neben nationalen „‚Haupt'-Originalen", allesamt Protagonisten des Fortschritts (z.B. Bundesräten oder Managern des 20. Jh.s), auch den „scheinheiligen Seelenhirten" und „Mörderpfarrer": einen Lokalpyromanen des 19. Jh.s zum Original; während Adolf Wölfli als „geisteskrankes *Über-Original*" gewürdigt wird, mit dem 1930 „trotz seiner schizophrenen Geistesstruktur [...] ein urechtes, wildes Schweizer Original" verstorben sei. Zuletzt findet noch der „Scherzbold und Seelenpfleger" Gottfried Keller Aufnahme, eine „150 Zentimeter kleine Mischung aus Patriot und Rebell", liebenswürdig und verbohrt, anhänglich und absonderlich zugleich.[65]

Echte Reliquie

Vielleicht möchte man ‚kulturelles Erbe' deshalb als „großen Container" ansehen, in den ganz verschiedenes Altmaterial verfrachtet wird, dabei aber nicht verloren geht, sondern geborgen bleibt?[66] Dann jedenfalls kann man dasselbe Bild – samt seines oft schwer

definierbaren Inhalts – auch umkippen und das ‚kulturelle Erbe', das Erzählungen über Originale birgt, unter dem Aspekt der Originale auffallen lassen, von denen es erzählt und geborgen wird. Überdurchschnittlich oft nennt eine lokale ‚Gemeinschaft' nämlich jene ihrer Zeitgenossen Originale, die sich in außergewöhnlicher, also normabweichender Weise (noch) um ‚Tradition' und ‚Überlieferung' sorgen oder gesorgt haben: zum Beispiel als Heimatpfleger, Landschaftsschützerinnen, Dialektarchivare, Brauchausübende, Handwerkserhalterinnen oder Sammlerexistenzen; als ob die damit verbundenen betriebsamen Kulturtätigkeiten besondere Hochachtung verdienten[67] – man denke nur an die Straßennamen oder massiven Standbilder, die daran erinnern sollen.

Zum Beispiel ist Dölsach bei Lienz die „Heimat großer Söhne". Unter ihnen hat „der Siggitzer" zu den „herausragenden Originalen" gehört. Dem ‚Osttiroler Boten' zufolge soll der Kleinbauer, Kulissenmaler und Theaterregisseur, der „schon zu Lebzeiten eine Legende war", noch mit achtzig Jahren auf den Großglockner gestiegen sein. Von ihm würden ganz verschiedene „Anekdoten [...] kolportiert", die „im Bewußtsein seiner Mitbürger fest verankert" seien. Einige davon habe man, heißt es in dem Artikel aus dem Jahr 1994, erst kürzlich, „[b]ei einem gemütliche[n] Beisammensein nach einem großen Kirchenkonzert" aufgefrischt: zum Beispiel die, dass der Siggitzer, der „[f]ür die schillernde Figur Hitlers [...] Bewunderung" gehegt habe, zur Weihnachtszeit einmal einen Christbaum organisiert habe, „der den großen Baum in Berlin um vier Meter überragte". Ein anderes Mal, bei einer „festlichen Veranstaltung" sollen er und seine Schwester dem „großen Macher" ganz nah gekommen sein. Erzählt wird, dass es der Moidl gelungen sei, dem auf einer Tribüne sitzenden Adolf Hitler einen Schnaps zu kredenzen. Ihr Bruder soll ihr danach ganz aufgeregt zugerufen haben: „Nit abwischen, des Stamperl kimmb ins Gläserkastl!"[68]

Bereits die Tradition des „Christbaums" hat sich als geeignet erweisen, als überragendes Potenzsymbol in propagandistische Dienste genommen zu werden. Und ähnlich bleiben jetzt die über Todesschwellen hinweg geretteten, eingetrockneten, konservierten, ausgestellten Spuckereste als „unabgegoltenes Erbe", das manipulierbar ist, in der ‚Überlieferung' geborgen. „Museen der religiösen Vergangenheit", schrieb Ernst Bloch in den 1930er-Jahren, könnten sich erst wirklich bilden, „wenn die echten Reliquien aus ihnen entfernt sind".[69] Nach dem großen Kirchenkonzert leben aber Beobachtungen auf, „für die es noch Augenzeugen gibt". Beiläufig – mit Ironie oder Anflügen von Bewunderung? – kennt der ‚Osttiroler Bote' den „großen Macher" als „schillernde Figur" und würdigt seinen Anhänger im Kleinen als einen „bunten, fröhlichen Tupfen", ohne den „das Leben [...] zu ruhig verlaufen" wäre;[70] als ob eine harmlose, nicht beunruhigende Variante jenes ‚kulturellen Erbes' vorläge, das wir als „religiöse Vergangenheit" verstehen dürfen. Dabei ist der Siggitzer nicht das einzige Original,

dessen körperliche Reserven auffällige Beachtung finden: Von vielen, die als ein solches gelten, wird kolportiert, sie seien bis ins hohe Alter quicklebendig geblieben und hätten sich, wie man so sagt, nicht so leicht unterkriegen lassen. – Solche Zähigkeit rechtfertigt vielleicht noch einen letzten und *vierten* Teil; und einen kurzen Blick in die jüngere Vergangenheit und Gegenwart.

4. Aus der Reserve gelockt: Schatz, Verwaltung und Sorge

Originalgenie und lokales Original: die zwei, die hier kurz vorgestellt worden sind, scheinen sich in einiger Entfernung voneinander zu befinden. Und doch lässt ihr gemeinsamer Name auf entfernte Verwandtschaft schließen. Zwar hat sich der Originalmensch aus Sicht seiner ästhetischen Diskussion bald nach 1800 im „Ephemeren" „verloren"[71] und, einmal diskreditiert, nicht mehr davon aufrappeln können. Aber vielleicht war dieser „Verlust", gerade weil er *kein* gänzlicher gewesen ist, Voraussetzung dafür, dass originalistische Deutungsweisen bis heute fest im Alltagsbewusstsein verankert sind? – Als abschließendes Beispiel dafür soll jedenfalls der vielleicht so genannte ‚Folklorismus' letzter Originale erwähnt werden. Probehalber werden wir uns dabei an dem Anschein orientieren, deren Indienstnahme ermögliche ein letztes Mal (beinahe) so etwas wie eine Nullstelle – einen Punkt, in dem die ‚authentische' Anmutung und die ‚gekünstelte' Zur-Schau-Stellung von Kultur zusammenfällt: das Original.

Letzte Wahl

Dass unsere modern, post- oder spätmodern genannte Gesellschaft häufig als eine sich ‚enttraditionalisierende' gedeutet wird, spiegelt sich auch in folgender Meinung wider: Die „markante Eigenständigkeit" einer Region oder Nation äußere sich in einer „Vielfalt noch immer eigenständiger Menschentypen"; aber diese sei – durch „den internationalen Konsumerismus" und „die Vorbildwirkung eines weltumfassenden Mediennetzes" – in Gefahr. So jedenfalls äußerte sich im Jänner 1980 Prof. Scharnowsky, der damalige Artdirector der damaligen ‚Österreichischen Fremdenverkehrswerbung', bei einer Tagung von Touristikern, Architekten und Künstlern. Dabei konnte er, Glück im Unglück, auf „Gegenströmungen" verweisen: „[D]ie Sehnsucht nach dem Traditionellen ist in den letzten Jahren geradezu zu einer internationalen Sucht geworden". Ein Delegierter aus Innsbruck meldete sich zu Wort und schlug vor, „möglichst dort *helfend* einzugreifen, wo Tendenzen bestünden, neue Traditionen entstehen zu lassen. Die größte Gefahr sei eine museale *Verstaubung* vom *Althergebrachten* oder die *Degradierung* der Bevölkerung zum Museumswärter in touris-

tischen Schwerpunktgebieten. Nur *lebendige Tradition* wäre in der Lage, immer wieder auch jene Menschentypen zu produzieren, die dann als einem bestimmten Kulturkreis zugehörig, als ‚typisch' erlebt werden können." In dieser und anderen Äußerungen erkannte die ‚Tiroler Tageszeitung' schon wenige Tage später ein „Kulturgespräch auf gesamtösterreichischer Ebene".[72]

Es sollte nicht bei dem Gespräch bleiben. Im Februar erging an alle Gemeinden Tirols der Aufruf „ihr Original zu nennen" – falls dieses sich nicht selbst anzeigen wolle – und zu einem Wettstreit ins Innsbrucker Kongresshaus zu entsenden: „Die ‚TT' sucht die letzten Tiroler Originale", so der Titel. „Gerade unsere Tiroler Dörfer und Städte sind bekannt dafür, daß es in ihnen die Originale gibt. Jene Menschen, die einfach zum Ortsbild gehören, die typisch für den Ort sind. Sie sind in der Regel der Stolz ihres Dorfes. [...]. Und werden doch leider scheinbar weniger", hieß es im Ausschreibungstext. Angestrebt wurde daher ein möglichst definitives Bild: „Je kompletter unsere Liste der Tiroler Originale wäre, desto eher wäre das Ziel erreicht." Für den Weg dorthin wurden Bedingungen fixiert und eine Jury – aus angesehenen Vertretern des Wirtschaftslebens – ernannt, die deren Einhaltung überwachen sollte:

„1. Teilnahmeberechtigt sind alle Tirolerinnen und Tiroler, die in ihrem Ort als Originale bekannt und beliebt sind. 2. Eine Fachjury muß anhand der Fotos bestätigen können, daß der Teilnehmer als Original zu bezeichnen ist. 3. Als Bildmaterial eignen sich alle farbigen oder schwarzweißen Papierfotos. 4. Der Fremdenverkehrsverband soll auf einem Begleitbrief bestätigen, daß der Einsender als Original des Ortes zu bezeichnen ist. 5. Dieser Brief muß auch folgenden Vermerk tragen: Das auf diesem Foto abgebildete Original ist mit einer Veröffentlichung in gedruckter Form einverstanden. Auf den Bildern sollte der Kopf gut erkennbar sein, im übrigen ist es egal, ob es sich nur um ein Porträt oder um eine Aufnahme in voller Lebensgröße handelt."[73]

Im März war der Vorausscheid abgeschlossen. Dreizehn Personen, davon zwei Frauen, aus allen Landesteilen wurden benachrichtigt, dass die Wahl auf sie gefallen war. Zehn von ihnen, davon eine Frau, waren bereit zu kommen.[74] – Bei der von Schlagermusik umrahmten Veranstaltung sahen sich „[d]ie rund 1200 Besucher mit *urigen Tiroler Typen* konfrontiert, die auch etwas zu sagen hatten und sich keineswegs durch den offiziellen Rahmen aus der Ruhe bringen ließen", so wurde danach berichtet. Die altertümlich gekleideten Originale hätten Schwänke aus ihrem Leben erzählt und durch markante Sprüche oder besondere ‚Naturlaute' (eigene Juchzer oder Geräusche mitgebrachter Haustiere) Lacherfolge erzielt. Allen der zwischen knapp siebzig und über neunzig Jahre Alten wurde die Frage nach ihrem „*Lebenselixier*" gestellt. Durch Applausmessung wurde in der Endausscheidung ein 85-jährige Wildmeister i.R. aus Unterleutasch zum Sieger gradiert. Er erhielt einen Barpreis von fünftausend Schilling.

„Die Parade der zehn Originale, die zum Wettbewerb antraten. Sind sie nicht urig?" In: Tiroler Tageszeitung (wie Anm. 75).

Zweite wurde eine 80-jährige Bäuerin aus Kitzbühel. Für „Wehmut" habe lediglich die Tatsache gesorgt, dass Innsbruck durch kein Original vertreten war: „So muß man sich wohl fragen, ob es in diesem Ballungszentrum wirklich keine Originale mehr gibt." – Im Bericht über den Abend wird nicht zuletzt die Dimension des Erlebnisses betont: Er soll „sowohl für die Besucher, insbesondere aber für die Originale selbst ein Erlebnis" gewesen sein. „‚Mei, daß i dös no erleben hab können...'", sollen mehrere der Alten am Ende ihrer „Parade" gemeint haben.[75]

Das Beispiel zeigt nicht zuletzt, wie gegenwärtig „über administrative Wege Inhalte und Prozesse des kulturellen Lebens [delegiert]" werden.[76] Originalität ist kein Zufall mehr, sondern zum Verwaltungsfall geworden. Das lokale Original muss die Rechte an seinem Bild abtreten und den überlokalen Kommentar dazu akzeptieren: „Aus verschmitzten Augen, aus einem ganzen Gebirge voller Sorgen- und Lachfalten, eingerahmt von prächtigen Bärten, schaut Dich Tirol an."[77] Die „den Folklorismus definierende Frage nach der Echtheit"[78] wird mit dem offiziellen Hinweis beantwortet, dass der „offizielle Rahmen" nicht gestört habe. Die ‚authentische' Aura der Originale hat, so scheint es, keinen Schaden genommen. Zeitgleich wird vor Ort eine Ausstellung zum Thema „Gutes Souvenir und Tradition" organisiert: ein Thema, das, so die ‚TT', „durch keine Aktivität besser versinnbildlicht werden [könne], als durch die Wahl des besten Tiroler Originals".[79]

Originell sterben

Als Bestes ist hier ‚das Letzte' gerade gut genug. – Aber etwas oder jemanden so zu heißen, muss nicht unbedingt ehrend sein. Es kann im Gegenteil auch von abgrundtiefer Verachtung zeugen. Die „emotionalen Assoziationen", die ‚das Letzte' auf sich zieht, sind heftig und ambivalent. Zuweilen wird dieser „Spezialfall des Ungewöhnlichen"

„[...] als gefährlich und empfindlich aufgefasst" – ein Vorzeichen kommenden Unglücks? – oder mit Ehrentiteln dekoriert. Oftmals wird er aber auch gar nicht ernst genommen. Spitznamen werden ihm dann angehängt.[80] Dabei ist der Fall nicht auszuschließen, dass ‚das Letzte' in einer bestimmten zeitgenössischen Situation als Schatz aus dem Container zutaggebracht und unvermutet aufgewertet wird; ähnlich wie durch jenes UNESCO-Programm, das „living human treasures" auszeichnet und unter Schutz stellt: Als lebende menschliche Schätze gelten Personen, die Leistungen und Techniken verkörpern, die für den Fortbestand eines bestimmten ‚kulturellen Erbes' offenbar unverzichtbar sind.[81] Das mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen. Aber auf den zweiten: Sich Menschen zum lebenden Schatz auszuersehen, nach Kriterien, die nur für uns allein existieren, das ist ein jeder und jedem vertrautes kulturelles Phänomen.

Im Fall der letzten Originale *konnte* erst nachträglich Kritik laut werden:[82] „Es ist unverantwortlich, wie diese alten Männer von den Fremdenverkehrsverbänden vermarktet und in aller Öffentlichkeit im Grunde bloßgestellt und lächerlich gemacht werden, und es ist unverschämt, diesem Fremdenverkehrszauber einen kulturellen Anstrich zu geben", so der damalige Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums Hans Gschnitzer. Seine Sorgen beschrieb er unter Hinweis auf den Film ‚Die Fremden kommen': „Dort wurde der Ahndl vor Ankunft der ersten Gäste auf der Hausbank vors Haus getragen, ließ man die Sonne mehrmals aufgehen, vertauschte man den teuren Pkw mit dem Leiterwagen." Während die Erfinder des Bewerbs diesen zu einer „neuen Tradition" erklärt hatten, gegen die alte im Museum, fürchtete der Volkskundler einen „Exzess": Scheinbar ohne Scham wird der im Sterben liegende Alte von den baldigen Hoferben über die Schwelle getragen. Er muss als Attraktion für die „ersten Gäste" herhalten; gleich wie die hinterlassenen Erbstücke, die von seiner früheren Lebensweise zeugen, nur mehr das Zeug zum Souvenir haben: letzte Tiroler Originale.

Man kann sich die zwei Diskutanten, den Musealisierungskritiker aus ‚dem' Tourismus und den Folklorismuskritiker aus ‚der' Volkskunde, nicht schlecht bei einer abschließenden Podiumsdiskussion zum Thema ‚kulturelles Erbe' vorstellen: zwei ‚gute Originale' in offenbar unversöhnlichem Konflikt.[83] Ihr Treffen wird immer wieder und nicht ohne Grund gern eingeplant. Als ob es darin um die Erfindung neuer Traditionen oder um die Rettung alter ginge, wehren sich beide gegen die Gefahr einer „(‚stereotypen') Copierung und *Erstarrung*"[84], die ihnen entweder aus dem einen oder aus dem anderen zu erwachsen scheint, und gegen eine damit einhergehende „*Degradierung* der Bevölkerung". Man könnte an dieser Stelle ein letztes Mal an Formulierungen Binswangers denken: Denn während der eine das „natürliche, wurzelhafte Wachstum" schwinden sieht, hilft der andere dem ‚urigen Typen' absichtsvoll auf die Sprünge: als „Ersatz des Mangels an eigener und eigentlicher schöpferischer Wachstumsfähigkeit";

und als ob dieser Ersatz bloß aus der Reserve gelockt werden müsste. – Binswanger schreibt vom „letzten Halt", den man im „Figurierten" suche.[85]

Damit könnte man auch den Versuch ausgehen lassen, letzte Originale als eine Figur kultureller Reserve zu betrachten. Rückblickend überwiegt vielleicht der Eindruck, das „Figurierte" habe sich als ganz unterschiedlich erwiesen. Indessen, falls man es aus reserviertem Gesichtspunkt, als eine Binnendifferenz des ‚kulturellen Erbes' ansieht, lockt die Behauptung, es sei nur *graduell*, nicht aber im Prinzip verschieden. – „Jeder stirbt originell", heißt ein Satz, den Jean Paul dafür bereithält;[86] und damit wäre ein möglicher Schluss erreicht, den man aus der Diskussion über ‚kulturelles Erbe' als positives Beleben des Toten ziehen könnte. Er gälte noch für das letzte lebende Original, das bis jetzt nicht in Sicht gekommen ist.

[1] Im Folgenden handelt es sich um einige erste, orientierende Gedanken zu meiner Magisterarbeit. Für Hinweise und Anregungen möchte ich mich gerne bei Ingo Schneider, Kathrin Sohm und Margret Haider bedanken.

[2] Den Ausdruck ‚cultural reserves' hat *Philip C. Salzman* geprägt. Ich nehme hier nur Bezug auf seinen Aufsatz: Culture as Enhabilmentis. In: Ladislav Holy u. Milan Stuchlik (Hgg.): The Structure of Folk Models. London u.a. 1981 (= A.S.A. Monographs, 20), 233-256, bes. 243. In der Volkskunde lokaler Originale sind Salzmans Thesen von *Lynn Åkesson* diskutiert worden: De ovanligas betydelse. Stockholm 1991, 67 ff. sowie 179 ff.

[3] Vgl. *Salzman* (wie Anm. 2), 243.

[4] *Friedrich Hölderlin:* Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben. In: ders.: Werke und Briefe. Hg. v. Friedrich Beißner u. Jochen Schmidt. Frankfurt/M. 1969, 593-595, hier 593.

[5] Ebd., 593 f.

[6] *Andreas Thomasberger:* ‚Der Gesichtspunct aus dem wir das Altertum anzusehen haben' [sic.; nicht idente Schreibung und Zeichensetzung in den Werkausgaben]. Grundlinien des Hölderlinischen Traditionsverständnisses. In: Hölderlin-Jb., 24 (1984/85), 189-194, hier 190.

[7] *Hölderlin* (wie Anm. 4), 595; Herv. im Original. Die teilweise Schreibung in Großbuchstaben wurde nicht übernommen.

[8] Die These, „die Vorstellung [...], daß es so etwas gibt wie eine kulturelle Erbschaft", sei Ergebnis einer Auseinandersetzung, „die ziemlich genau zwischen 1773 und 1876" geführt worden sei, vertritt *Hans Mayer:* Das „kulturelle Erbe". Vom Sinn und Unsinn eines Klischees. In: Wolfgang Ruppert (Hg.): Erinnerungsarbeit. Geschichte und demokratische Identität in Deutschland. Opladen 1982, 39-54, hier 42 u. 40. Die genannten Jahreszahlen werden weiter unten berührt. Vgl. auch die Vorüberlegungen in diesem Heft.

[9] Ein solches normatives Verständnis herrscht bis heute in der gehobenen Alltagssprache vor. Dagegen läuft ein an Modellen orientierter Zugang auf eine Erweiterung des Begriffs hinaus, die es erlaubt, jenes verdrängte und unterdrückte Erbe, das nicht als ‚Tradition' und/oder ‚Überlieferung' gilt, mit in den Blick zu nehmen.

[10] *Friedrich Nietzsche:* Unzeitgemässe Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben (1876). In: KSA in 15 Bd., hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München [2]1988, I, 245-334, hier 266 f. u. 305.

[11] Ebd., 307; Herv. v. mir.

[12] *I. Saur:* Original, Originalität. In: Hist. Wb. d. Philos., VI (1984), 1371-1378, hier 1378; *Friedrich Nietzsche:* Nachgelassene Fragmente (Frühjahr 1880). In: KSA (wie Anm. 10) V/1, 426; Herv. v. mir.

[13] *Friedrich Nietzsche:* Menschliches, Allzumenschliches II (1878), 1, § 200. In: KSA (wie Anm. 10) II, 465; Herv. im Original.

[14] Ders.: Nachgelassene Fragmente (wie Anm. 12), 426.

[15] *Johann W. v. Goethe*: Alterswerke: Sprüche. In: Hamburger Ausgabe. München [9]1994, I, 304-337, hier 310.

[16] Eine Darstellung begriffs- und ideengeschichtlicher Vorläufer muss hier unterbleiben.

[17] *Edward Young:* Gedanken über die Original=Werke in einem Schreiben an S. Richardson. Aus dem Englischen von H. E. von Teubern. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1760. Nachwort und Dokumentation zur Wirkungsgeschichte in Deutschland von Gerhard Sauder. Heidelberg 1977 (=

Deutsche Neudrucke: Goethezeit), 17 f., 7, 15, 65, 47 f., 80, 20 f.; Herv. v. mir.

[18] *Niklas Luhmann:* Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt/M. 1997, 436.

[19] Das gilt namentlich für Leibnizens Theodizee. Vgl. *Ruth Groh:* Zur Entstehung und Funktion der Kompensationsthese. In: dies. u. Dieter Groh: Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur. Frankfurt/M. 1991, 150-170.

[20] *Odo Marquard:* Homo Compensator. Zur anthropologischen Karriere eines metaphysischen Begriffs. In: Gerhard Frey u. Josef Zelger (Hgg.): Der Mensch und die Wissenschaften vom Menschen. Die Beiträge des XII. Dt. Kongr. f. Philos. in Innsbruck vom 29. Sept. bis. 3. Okt. 1981. Innsbruck 1983, I, 55-66, hier 65.

[21] *Johann H. Zedler:* Großes vollständiges Universal-Lexikon [...]. Halle u. Leipzig 1732-1754, XXV (O), 1901 f.

[22] *Luhmann* (wie Anm. 18), 434 ff.; Herv. v. mir.

[23] *Johann Chr. Gottsched:* Handlexikon oder Kurzgefasstes Wb. [...]. Leipzig 1760, 1217; Herv. v. mir.

[24] Vgl. *Kaspar Maase*: Nahwelten zwischen „Heimat" und „Kulisse". Anmerkungen zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Regionalitätsforschung. In: ZfVk, 94 (1998), 53-70, hier bes. 58.

[25] Ich denke an *Johannes R. Bechers* Gedicht ‚Turm von Babel'.

[26] *Young* (wie Anm. 17), 19.

[27] Stellv. f. die hier weitgehend ausgeblendete Sekundärlit. vgl. nur *Marianne Willems:* Wider die Kompensationsthese. Zur Funktion der Genieästhetik der Sturm-und-Drang-Bewegung. In: Euphorion. Zs. f. Lit.gs., 2 (1999), 1-40, hier 2 ff., 14, 16 ff.; sowie als wichtige Grundlage *Jochen Schmidt:* Die Geschichte des Genie-Gedankens 1750-1945, 2 Bd. Darmstadt 1985.

[28] *Johann W. v. Goethe:* Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini A. Steinbach 1773. Durchgesehen, hg. u. m. einem Nachwort vers. v. Lutz Unbehaun. Rudolfstadt u. Jena 1997, 11, 13, 7, 17; Herv. v. mir.

[29] *Helfrich P. Sturz:* Briefe [...]. In: ders.: Schriften. Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1779/82. München 1971 (= Aufkl. u. Lit., 2), I (1779), 3; zit. n. *Wilhelm Feldmann:* Fremdwörter und Verdeutschungen des 18. Jh.s. In: Zs. f. dt. Wortforschung, 8 (1906/07), 49-99, hier 82.

[30] *Johann Chr. Adelung:* Grammatisch-kritisches Wb. der hochdeutschen Mundart [...]. Wien 1811, III (M-Scr), 616; Herv. v. mir.

[31] *Joachim H. Campe:* Wb. zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke [...]. Braunschweig 1801, 499.

[32] Der Ausdruck findet sich schon bei Luther. *Caspar Stieler:* Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs [...]. Nürnberg 1691, 304, hat den ‚Sonderling' als „homo singularis et peculiaris opinionis, alienus a consortio hominum, solitarius" charakterisiert. Vgl. *Herman Meyer:* Der Sonderling in der deutschen Dichtung. München 1963, 22 f.

[33] *Justus G. Schottel(ius):* Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HaubtSprache [...]. Braunschweig 1663. Hg. v. W. Hecht. Tübingen 1967, I, 372 f.

[34] *David Lowenthal*: Fabricating Heritage. In: History & Memory, 10 (1995), H. 1, 5-24. Hier zit. n. http://iupjournals.org/history/ham10-1.html; o.S. (Stand: 21.03.2005).

[35] Vgl. *Moritz Heyne* u.a. (Bearb.): Dt. Wb. v. J. u. W. Grimm [...]. Leipzig 1905, X/1 (Seeleben-Sprechen), 1583. – Die Entgegensetzung von „existentiellem Außenseiter" und „intentionellem Sonderling" geht auf *Hans Mayer* zurück: Außenseiter. Frankfurt/M. 1975, bes. 22 ff. Gerade im Fall der Originalmenschen kann aber gezeigt werden, dass sie so eindeutig nicht vorgenommen werden kann. Das gilt in weiterer Folge auch für die Verbindung, die Mayer (wie Anm. 8, 44) zwischen der

Außenseitertheorie und dem ‚kulturellen Erbe' – als Werk der „Außenseiter" und „Neinsager" – herzustellen versucht.

[36] *Joachim H. Campe:* Wb. zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke [...]. Neue stark vermehrte und durchgängig verbesserte Ausgabe. Braunschweig 1813, 499.

[37] *Theodor Heinsius:* Volkthümliches Wb. d. dt. Sprache. [...]. Hannover 1820, III (L-R), 755; *Christian Wenig:* Handwb. d. dt. Sprache. [...]. Köln [4]1861, 554; *Daniel Sanders:* Wb. d. dt. Sprache. Leipzig 1863, II (L-R)/2, 483.

[38] *Hans Schulz* u. *Otto Basler* (Hgg.): Dt. Fremdwb. Berlin 1942, II (L-P), 269-274, hier 270 u. 272; Herv. v. mir.

[39] *Immanuel Kant:* Kritik der Urtheilskraft (1790). Akademie-Textausgabe, V. Berlin 1968, 1. Theil, § 46, 307 f.

[40] Vgl. (im Anschluss an Kant) *Ferdinand H. Lachmann*: Ueber Paradoxie und Originalität. Zwey philosophische Versuche. Zittau und Leipzig 1801.

[41] Vgl. *Hermann Bausinger:* Tradition und Modernisierung. In: SAVk, 87 (1991), 5-14, hier 13.

[42] *Ulrike Langbein:* Erbsachen: Erbprozeß und kulturelle Ordnung. Teilen sich die Güter, teilen sich Gemüter. In: Silke Göttsch u. Christel Köhle-Hezinger (Hgg.): Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. 33. Kongress der DGV in Jena 2001. Münster u.a. 2001, 333-341, hier 337.

[43] *Cornelia Blasberg:* Ein ‚kopirendes Original': F. M. Klingers Trauerspiel *Die Zwillinge* zwischen Geniekult und Traditionsbindung. In: Jb. d. dt. Schillerges., 38 (1994), 39-64, hier 40 ff., 48, 64.

[44] *Georg Chr. Lichtenberg:* Schriften und Briefe. Hg. v. Franz H. Mautner. Frankfurt/M. u. Leipzig 1992, I, 254, 280, 253 (= Sudelbücher E [1775/76], 80, 258, 68) u. 230 (= Sudelbücher D [1773-75], 526).

[45] *Gottfried A. Bürger:* Der Vogel Urselbst, seine Rezensenten und der Genius. [...]. In: ders.: Sämtliche Werke. Hg. v. Günter u. Hiltrud Häntzschel. München u. Wien 1987, 393-399, hier 393 f.; *Ludwig Binswanger:* Drei Formen mißglückten Daseins (1956). In: ders.: Ausgewählte Werke, I: Formen mißglückten Daseins. Hg. v. Max Herzog. Heidelberg 1992, 242 f.

[46] *Binswanger* (wie Anm. 45), 242 u. 380; Herv. v. mir.

[47] *Gottfried Keller:* Sämtliche Werke. Hist.-Krit. Ausg., hg. unter d. Ltg. v. Walter Morgenthaler. Zürich 1999, VI, 24, 118 u. 7 f.

[48] Ebd., 123, 129 ff., 137 ff., 140, 129, 22 f., 50, 16; Herv. v. mir.

[49] Diktum von Karl Marx, hier zit. n. *Karl Reichert:* Die Zeitebenen der historischen Dichtung dargestellt am Beispiel einer Interpretation von Gottfried Kellers ‚Züricher Novellen'. In: Dt. Vjs. f. Lit.wiss. u. Geistes.gs., 36 (1963), 356-382, hier 365.

[50] Zu dieser Gegenüberstellung vgl. ebd., 360 f., 364 f., 376; und aus volkskundlicher Sicht *Maase* (wie Anm. 24), bes. 57 u. 68.

[51] *Keller* (wie Anm. 47), 16.

[52] „falsches spiel, scheinheiliges treiben"; nach *Rudolf Hildebrand* (Bearb.): Dt. Wb. (wie Anm. 35). Leipzig 1873, V (K), 368.

[53] *Wolfgang Pfeifer* (Ltg.): Etym. Wb. d. Dt. München 1995, 642.

[54] *Binswanger* (wie Anm. 45), 261, 266 f.

[55] *Max Kommerell:* Jean Paul. Frankfurt/M. 1933, hier 283 f.

[56] Vgl. *Hildebrand* (wie Anm. 52), 366-370, bes. 366 f.; *Will-E. Peuckert:* Kauz. In: HDA, Berlin u. Leipzig 1932, IV, 1188-1197. Assoziieren könnte man an dieser Stelle aber auch den Flug der Eule

der Minerva.

[57] *Rudolf Schramm:* „Lieb" und „Finger" – zwei Greizer Höhlenbewohner und ihr unrühmliches Ende. In: Greizer Heimatkalender [...] 1958. Greiz 1957, 90-93. – Vgl. dagegen zuletzt *Volkmar Schneider:* „Lieb" und „Finger" – vor 100 Jahren starb der letzte Greizer Höhlenbewohner. In: Greizer Heimatkalender [...], 2005, 5; wo die damalige Einschätzung nicht mehr wiedergegeben wird.

[58] Dass das Erzählen von ‚local character anecdotes' häufig Ausdruck der Ängste höherer Gesellschaftsschichten vor neidvollen Ressentiments niedrigerer ist, zeigt *Diane Tye*: Local Character Anecdotes: A Nova Scotia Case Study. In: Western Folklore, XLVIII (1989), 181-199, hier 193 f.

[59] *Paul R. Greußing:* Ein Höhlenmensch der Neuzeit. In: Österr. Alpenpost, 6 (1904), Nr. 5, 102 f.

[60] *Felicitas Dörr-Backes:* Die Hüter des Grals oder: Exzentriker als integrierende Elemente gesellschaftlicher Modernisierung. In: Jutta Allmendinger (Hg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongr. d. DGS in Leipzig 2003 (CD-Rom); Herv. v. mir; dies.: Exzentriker. Die Narren der Moderne. Würzburg 2003, 286-296 u. 297.

[61] Torberg u. Pechel zit. n. *Heinz Grothe:* Anekdote. Stuttgart [2]1984, 109 u. 140 f.

[62] *Elfriede Moser-Rath:* Anekdote. In: EM, I (1977), 528-541, hier 528 f. – Zu den Schwierigkeiten einer gattungstheoretischen Diskussion vgl. z.B. *Sandra K. D. Stahl* (jetzt *Dolby):* The Local Character Anecdote. In: Genre, 8 (1975), 283-302, bes. 283 ff.

[63] Hier konnten nur einige wenige Motive als Beispiele gebracht werden; nach einer kleinen Sammlung d. Verf.s von momentan ca. 450 deutschsprachigen Erzählungen über lokale Originale in Heimatbüchern, -kalendern und -blättern, Tages- und Wochenzeitungen u.a.m.

[64] *Ulrich Schröder:* ‚Originale' – Betrachtungen über ein besonders Phänomen von Devianz. In: Wiebke Ammann u.a. (Hgg.): Pädagogik: Theorie und Menschlichkeit. Fs. f. E. Fooken zum 60. Geb. Oldenburg 1986, 449-469, hier 468; zu dieser Sichtweise gelangt der Autor aus sonderpädagogischer Perspektive.

[65] *Hans A. Jenny:* Schweizer Originale. Porträts helvetischer Individuen. [...]. Rorschach [4]1994, I; 116, 106 ff., 109 ff., 60 ff.; Herv. v. m.

[66] Vgl. *Utz Jeggle:* Inseln hinter dem Winde. Studien zum „Unbewussten" in der volkskundlichen Kulturwissenschaft. In: Kaspar Maase u. Bernd J. Warneken (Hgg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln u.a. 2003, 25-44, hier 27.

[67] Dass Originale die Hüter von „Authentizität" seien – einer „‚Ganzheit', wie sich diese jeweils aus der Tradition der eigenen Gemeinschaft ergeben hat und ergibt" – behauptet etwa *Gerd Schank:* Komische Käuze in der deutschen Provinz. Ein Beitrag zu einem volkstümlichen Typus. Bern usw. 1999 (= Europ. Hochschulschr., XIX ; A, 47), hier 39.

[68] *Anna Waldeck:* Dölsach – die Heimat großer Söhne. In: Osttiroler Bote, 19. Mai 1994, 42 f.

[69] *Ernst Bloch:* Erbschaft dieser Zeit. Erw. Ausg. Frankfurt/M. 1962, 160.

[70] *Waldeck* (wie Anm. 68), 42.

[71] So etwa *Blasberg* (wie Anm. 43), 39.

[72] Die ‚TT' sucht die letzten Tiroler Originale. In: TT, 01.02.1980, 3; Herv. v. mir; Konjunktiv i. Orig.

[73] Ebd.

[74] Tiroler Originale im Wettstreit. Volkstümlicher Abend am Samstag. In: TT, 07.03.1980, 3. – 80% der interviewten Originale bei *Åkesson* (wie Anm. 2) waren Männer. Die Autorin führt diese Tatsache auf vorherrschende Geschlechterrollen zurück: Devianz würde von einer lokalen ‚Gemeinschaft' bei Frauen härter geahndet als bei Männern.

[75] Das originellste Tiroler Original aus Leutasch. In: TT, 10.03.1980, 3; Herv. v. mir. – Zur

Erlebnisdimension vgl. *Maase* (wie Anm. 24), bes. 59 u. 70.

[76] *Andreas Kuntz:* Original, Migrationsgeschichte, Folklorismus. In: ders. (Hg.): Lokale und biographische Erfahrungen. Studien zur Volkskunde. Münster 1995, 351-366, hier 352.

[77] Tiroler Originale: Viel Echo, wo bleiben die Frauen? In: TT, 23.02.1980, 9.

[78] Ebd., 358.

[79] Wie Anm. 72.

[80] *Carl W. v. Sydow:* Die Begriffe des Ersten und Letzten in der Volksüberlieferung mit besonderer Berücksichtigung der Erntebräuche. In: ders.: Selected Papers on Folklore. Published on the Occasion of his 70th Birthday. Kopenhagen 1948, 146-165, hier 147 f., 161 u. 158 ff.

[81] *Ingo Schneider:* Wiederkehr der Traditionen? Zu einigen Aspekten der gegenwärtigen Konjunktur des kulturellen Erbes. In: ÖZfVk, LIX/108 (2005), 1-20, hier 11.

[82] Zitate im Folgenden aus einem Leserbrief, den die TT nicht veröffentlichte. *Hans Gschnitzer:* „Tiroler Originale". In: Südtiroler Volkskultur, 32 (1980), H. 5, 119 f. – Bei dem erwähnten Film handelt es sich um ein satirisches ORF-Fernsehspiel von Peter Sämann (Erstausstrahlung 1976).

[83] Als Beispiel aus letzter Zeit sei das Streitgespräch zwischen Hans Haid und dem Ischgler Eventtouristiker Günther Aloys im ‚Treffpunkt Kultur' (ORF 2, Februar 2003) erwähnt. Unter Hinweis darauf hat *Josef Ploner* die „äußerst populäre Gegenüberstellung von ‚synthetischen' und ‚authentischen' Tourismusangeboten" problematisiert; vgl. ders.: Kultur? Ja natürlich! Zur Formierung und Repräsentation von kulturellem Erbe im Nationalpark hohe Tauern. Diplomarbeit. Wien 2003, 92.

[84] *Binswanger* (wie Anm. 45), 415; Herv. im Original.

[85] Ebd., 388 u. 394.

[86] [*Jean Paul:*] Jean Paul's Werke, Zweiunddreissigster Theil: Leben Fibel's. Berlin 1814, § 9, 44.